

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 3

Artikel: Gewissheit
Autor: Hess, Gottfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634001>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dem Liebesintermezzo, das nach der Aufführung im Theater zwischen Beethoven und Therese war, weiß man nicht viel. Es ist aber ziemlich gewiß, daß die beiden sich damals zum letztenmal sahen.

Therese wartete und wartete, und vergrub ihren Liebeskummer in die Sorge um die Erziehung ihrer Schwesterkinder. Beethoven starb unverehelicht im selben Jahr wie Pestalozzi und Theresens Bruder. Mit Therese ging mit dem Tode dieser drei Personen eine große Wandlung vor. Nichts band sie mehr an ihre Vergangenheit; sie widmete sich nunmehr gänzlich den Kindern und gründete ein Kinderheim nach dem andern im Geiste und Sinn Pestalozzis. Dem ersten, das in Budapest erkand, wurden enorme Schwierigkeiten bereitet; mehr Glück hatte Therese mit den Kinderheimen in Wien und Bayern. Therese Brunswit wurde eine Pionierin Pestalozzis, in dessen Geist sie bis an ihr Lebensende wirkte.

Wann Therese starb und wo sie begraben liegt, weiß man nicht genau. Sie starb hochbetagt, arm, verlassen. Vielleicht ruht sie bei den Linden von Martonvasar, die „unsterblich Geliebte“, die in Tat und Wahrheit unsterblich wurde durch eine hoffnungslose und entsagungreiche Liebe.

H. C.

Bergwald im Winter.

Ich wandre durch des Bergwalds heilig-stillen
Verschwiegne Dom, auf Stiern, traumumfangen,
Hin zwischen ernsten Bäumen, schneebehangen,
Und fühl' des Friedens Strom mein Herz durchquillen.

Kein Laut durchbricht der Ruhe süßes Weben,
Ringsum ist Stille, frosterstarrtes Schweigen,
Der Tannen tiefverschneite Nester neigen
Demutsvoll über mir sich, stumm, ergeben.

Der Morgensohne goldne Strahlen flimmern
Hernieder in des Tannenwaldes Dunkel,
Auf allen Zweigen sprüht ein Sterngefunkel,
Der ganze Wald, ein Leuchten, Glänzen, Schimmern.

Wie schön das ist, so fern von all' den andern,
Mit leichtbeschwingtem Fuß dahinzugleiten
Auf Silberpfaden in die fernen Weiten,
O sel'ge Lust, o wunderjames Wandern!

D. Braun.

Gewißheit.

Johann Anker saß ein erstes Mal nach langen, schweren Krankheitstagen wieder auf der fliederbeschatteten Gartenbank. Aber das Gespenst Tod lauerte im finsternen Türwinkel und weidete sich an den auffladernden Lebenshoffnungen des Kranken wie ein Raubtier, das die Flucht eines scheinbar freigelassenen Opfers mit lusternen, siegesgewissen Blicken verfolgt.

Neugierige Verwandte kamen und Bekannte mit Aussprüchen des Bedauerns, die beinahe wie verhaltene Schadenfreude klangen. Worte wie „Martinsommer“ und „lektes Aufflammen“ fielen, und eine Nachbarin hörte er am offenen Fenster jammern: „Der treibt's nicht mehr lange... und war so ein stämmiger, flotter Mann... da sieht man's wieder...“

Er mußte Gewißheit haben und bat den Arzt, der abends an sein Lager trat, um eine offene Erklärung.

„Suchen Sie den Garten auf, solange Sie Kraft dazu haben“, erwiderte er, „und übrigens, es können auch Wunder passieren, wer weiß!“

Der Kranke wußte genug; denn der Arzt war gewünscht tüchtig in der Prognose.

Graufame Gewißheit! Johann Anker hatte schon etwa vom Sterben gesprochen, aber stets mit dem freveln Glau-

ben, noch lange nicht so weit zu sein. Nun galt es, die kostbare, kurze Zeit mit dem Ordnen und Sichten der wichtigsten Angelegenheiten wertvoll zu gestalten. Er sah noch Berge von Arbeiten und Pflichten vor sich. Die kleinste Mühe verursachte ihm die Stelle, die er vor seiner Erkrankung inne hatte. Es bewarben sich seinerzeit fünfzehn Ersahleute darum, und nun hatte sich der Stellvertreter schon so eingearbeitet und angepaßt, daß Johann bloß mit drei Sätzen zu erklären brauchte, er werde die Stelle nicht wieder besetzen können, — und jener war der glücklichste Mann des ganzen Städtchens.

Da war noch die Abfassung des Testaments. Klavier und Violine, seine Lieblinge und Tröster, sollten der Schwester und dem Schwager zugeschrieben werden, das Wohnmobil dem Bruder. Gerne hätte er sich einen stillen Winkel des Zimmers als Wohnstätte ausbedungen, um auch nachher, im Polsterstuhl ruhend, das edle Adagio und das fromme Ave Maria anzuhören. Nachher — unsinnige Wahngedanken! — als ob es ein Nachher für ihn gäbe unter diesen, seinen eigenen Besitztümern, mit denen seine Erinnerungen so verwachsen waren, daß er sich all das ohne sein Dabeisein gar nicht denken konnte. Aber auch damit mußte gebrochen werden. Eines Morgens entdeckte er, daß seine alte Klavierlampe durch ein funkelneues Leuchterchen ersetzt worden war. Der Bruder hatte die Gartenmöbel anstreichen lassen, und was war natürlicher als das, auch die Bank des kranken Bruders mit der nämlichen Farbe zu versehen! An seinem Bücherschrank wurde ein Schloß ausgebohrt und geölt, ganz nebenbei und unauffällig natürlich. Und die lieben Nächsten überboten sich mit Zärtlichkeitsbezeugungen ihm gegenüber. „Wer weiß, wie lange wir ihn noch unter uns haben dürfen“, hörte er etwa sagen. Solche Ueberfreundlichkeiten wären eines noch viel größeren Erbes würdig gewesen. Den Wunsch, eine stille Ede für „nachher“ zu haben, schlug sich Johann aus dem Sinn.

Nun erschienen ihm noch sonst große Mengen von Pflichten und unerläßlichen Forderungen. Gleich den Schollen des Eisganges, die sich um einen ausgefetzten Brückenpfeiler scharen, türmten sie sich vor ihm auf. Nach langem Ueberlegen und Nachsinnen öffnete Johann den zweitürigen Schrank, der ihm als Archiv gedient hatte, und dann ließ er sich zwei leergeräumte Tische zurechtstellen. Er wollte den ganzen Schrankinhalt so ordnen, daß auf den großen Tisch die wichtigen und auf dem Tischchen die unwichtigen Papiere und Gegenstände zu liegen kamen. Was Ballast war, mußte ausgeschieden werden. Nachdem er die Arbeit beendet und alles wertlose weggeräumt hatte, durchging er in Ruhe die auf dem Tische zurückgebliebenen Briefe, Adressen, Andenken und Wertpapiere nochmals. Plötzlich stahl sich ein flüchtiges Lächeln in das ernsthafte Gesicht. War es Spott? War es Bitterkeit? Unwillkürlich las er halblaut die Kopie eines Geschäftsbriefes:

„Sehr geehrter Herr Verwaltungsrat!

Ihre geschätzte Zuschrift vom 26. ds. ist in meinem Besitze. Mit einigem Befremden entnahm ich ihr, daß Sie meinen Ausführungen gegenüber eine ablehnende Haltung anzunehmen belieben. Gestatten Sie mir aber...“

„Lächerliche Kriecherei“, brummte er, „so einem halbintelligenten Prozen so untertänig zu schreiben. Aber die Furcht vor der Macht seines Geldvermögens! Dieses einzig sicherte ihm den hohen Posten. Und wir alle kriechen vor ihm, der Geschäftsführer, ich, wir alle. Und wer sich des Gegenteils rühmt, der kriecht im geheimen nur um so mehr. Lächerlich!“

Und er zerriß die Kopie in kleine Fetzen. Das hatte nun ein Ende. Wer hinderte ihn daran, jetzt ehrlich und offen sein zu dürfen? Rücksichten? — Wozu noch? Es kam ihn eine Lust an, einmal nur in seinem Leben der Wahrheit gemäß zu schreiben: „Sehr geehrte Null! Alles was Sie meinen Projekten entgegenhalten, ist technisch unhaltbar. Ihre Ansichten sind nichts anderes als krampfhaftes Besserwissen-



Mama und Papa Zwan mit ihren 18 Kindern.

Ein reicher Kinderfegen ist der Familie G. van der Zwan in Scheveningen besetzt worden, die binnen kurzem das 19. Kind erwartet. Das jüngste ist zwei Jahre alt, der älteste Sohn 26 Jahre.

wollen eines Einflußreicheren...“ Er wünschte aber die Fäden in den Papierkorb.

„Erledigt“, flüsterte er aufatmend, „erledigt!“

Die neue Durchsicht der Papiere lehrte ihn, daß vieles wohl jetzt und für ihn Wert hatte, nach seinem Tode aber nichtsagender als ein veraltetes Flugblatt sein mußte. Nur was in den Augen anderer nicht an Geltung verlor, durfte also zurückbleiben. Das waren mehrere Geldwertschriften, einige Sparhefte, ein Häuflein Briefe, die Aufschluß gaben über seinen Lebenslauf, der Lebensversicherungsvertrag, die bürgerlichen Ausweisschriften und eine ziemlich gut erhaltene Browningpistole.

„Was schleppst du auch immer für Papierhaufen zum Feuerherd?“ fragte ihn die Schwester.

„Erledigtes“, antwortete er kurz.

Und ihm blieb der weithin leere, öde Tisch zurück, die Adressenliste für die Todesnachrichten und viel, viel Zeit. —

„Wären die Blumen nicht gewesen“, hörte man ihn auf dem Sterbebette flüstern, „die Blumen... und die weißen Wolken... und die schöne Gottessonne...!“

Gottfried Seb.

Bernünftige Eltern.

Ich kenne Eltern, die wirklich vernünftig sind. Sie haben zwei reizende Buben; sie sind wohlgezogen; von frühester Kindheit, wie es sich ziemt, daran gewöhnt, zu gehorchen, im rechten Augenblick zu schweigen..., mit einem Worte, alle Verhaltensmaßregeln, die von den Erwachsenen zu ihrer Nutzenwendung aufgestellt worden sind, zu beobachten. Jedoch — haben diese Kinder alltäglich eine Stunde vollständig zu ihrer Verfügung, wo ihnen vollkommene Freiheit gelassen wird. Eine ganze Stunde, während welcher sie schreien, brüllen, sich auf dem Boden herumwälzen und allen möglichen Lärm machen dürfen. Aber das nur für genau eine Stunde, während der die Eltern sich vollkommen enthalten einzuschreiten, außer im Falle, wenn es gilt, ein Unglück zu verhüten. Das Resultat? Wohldisziplinierte und frohe, zufriedene Kinder.

Diese Eltern sind in der Tat recht geschickte Leute. Sie kennen die menschliche Natur. Sie wissen erfahrungsgemäß, daß im Leben eines jeden Menschen eine Ventilationsklappe vorhanden sein muß, die als Regulator dient. Daß kein einziges Lebewesen in ständiger, eine gleichförmig gerade Richtung ein für allemal zu verfolgen, daß jeder Mensch, wie füglam und nachgiebig er auch sein mag, eines Augenblicks der Freiheit, eines „Urlaubs“ bedarf. Und wenn

man diese Freiheit denjenigen, über die man die Macht hat, systematisch verweigert, so zwingt man sie, sie sich selber zu nehmen und es kommt dann so, daß sie sich diese Freiheit auf törichte Art und Weise zu erlangen suchen und Dummheiten begehen.

Schon im alten Rom war es Sitte, alljährlich an drei Tagen, die man die „Saturnalien“ nannte, alle gesetzlichen Verordnungen fallen zu lassen. Dann wurden die Sklaven zu Gebietern und ließen sich bedienen. Das dauerte nur drei Tage lang — hernach, im Bewußtsein sich gerächt zu haben und mit einem Gefühle der Erleichterung, beugten sie aufs neue ihren Nacken unter das Joch — bis zu den nächsten „Saturnalien“. Drei Tage lang nur; und durch diese, ihnen gewährte Freiheitsfrist, war die Macht der Sklavenbesitzer mehr gesichert als durch ein Heer von Aufsehern.

Denn ein jeder bedarf seiner „Saturnalien“, wie eines Ueberlassens oder einer alljährlichen Kur. Ein wenig Torheit, die eine lange Folge von gesundem Menschenverstand unterbricht; ein kurzer Festtag, der eine lange Arbeitsperiode abbricht. Mit einem Worte — das Gleichgewicht herstellen. Ein einziges Mal im Jahre fünfzig Franken zum Fenster hinausgeworfen — hernach wird gern das ganze Jahr hindurch weitergespart.

Die obenerwähnten Eltern sind sich all dessen wohlbewußt, wovon ich hier gesprochen. Sie räumen, verständigerweise aus eigenem Antriebe, den nötigen Teil von „Unregelmäßigkeit“ in das Leben ihrer Kinder ein. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden sie ihre Kinder zu gesunden und zufriedenen jungen Leuten heranbilden, die späterhin als erwachsene Menschen stets das Gleichgewicht zu wahren werden wissen und ihren Lebensweg vernünftig werden leiten können.

Soll dieses Beispiel uns nicht zum Nachdenken veranlassen, lieber Leser?...

M. Porta. (Feuille d'avis de Lausanne.) — Uebersetzt von R. B.

Aus der politischen Woche.

Das Grab des unbekanntenen Soldaten.

Im Berner Stadttheater geht gegenwärtig das berühmte Trauerspiel des Franzosen Paul Raynal in der deutschen Uebersetzung von Hedwig von Gerlach über die Bretter. In Paris erlebte das Stück im letzten Winter Hunderte von Aufführungen mit ausverkauften Häusern. Auch in Deutschland wird es mit großem Erfolg gespielt.

Drei Personen stehen auf der Bühne: Der in den Urlaub heimgekehrte Soldat, sein Vater und seine Braut. Vier Tage sollte der Urlaub dauern; er war gedacht für ein kurzes Hochzeitsglück. Eine Frontdepesche führt ihn zur vierstündigen Nacht — zur Hochzeitsnacht des zum Tode Verurteilten ab. Der Soldat weiß, daß er nach der Rückkehr an die Front den sichern Granatentod zu gewärtigen hat. Mit dieser Last der Todesgewißheit und des Schützengrabenerlebnisses auf dem Herzen tritt er den Schützengeliebten als ein Fremder entgegen. Er kann sie, sie können ihn nicht verstehen; ganz anders haben Vater und Braut in der Sicherheit der gehüteten Heimat den Kriegsvorgang erlebt: in qualvoller, aber interessierter Spannung, mit behaglichem Grausen, fast wie ein Romanbuch. Es kommt zur notwendigen Auseinandersetzung. Die beiden Auffassungen des Kriegsbegriffes, die des Frontkämpfers, der den Krieg am eigenen Leibe erlebt, und die der Daheimgebliebenen, die sie mit unkorrigierter und wahnvergifteter Phantasie bloß erphilosophiert haben, sie plagen mit dramatischer Wucht aufeinander. Wie der wirkliche Krieg aussieht, das muß der Soldat den Seinen erst mit den Hammerschlägen seiner Flüche gegen das lächerlich stumpfsinnige Ungeheuer Krieg in die Seele hämmern.

Durch drei Akte zieht sich diese Auseinandersetzung über den Begriff Krieg. Aber das geschieht mit solch großem